



Abend-

Zeitung.

82.

Donnerstag, am 5. April 1832.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. H. J.]

Der deutsche Michel — der Better Michel —  
der Hausmann.

(Schluß.)

In jedem Falle macht bei längerem Betrachten Deine Wohlgenährtheit, und, wie Göthe sagt, „Wohlhåbigkeit“ einen nicht unangenehmen Eindruck, denn wenn auch keine große Seele aus Deinen freundlichen Augen leuchtet, so strahlt doch etwas aus ihnen hervor, was sogar noch mehr ist als Gutmüthigkeit: die Treuherzigkeit, ohne die ja wahrhaftig das ganze Leben zu einer zerbröckelnden Lehmgrube wird. Man kann sich deshalb auf Dich verlassen, Du bist heute wie gestern und wirst morgen wie heute seyn; ja Du bist heute — denn bei aller Vertraulichkeit mit Dir wollen wir doch nicht vergessen, daß Du eine unsterbliche Person bist — wie Du vor einhundert, zweihundert oder dreihundert Jahren warst. Auf einige Modificationen, die die Zeit unmittelbar mit sich bringt, kommt es hier nicht an, und so wird es mit Dir auch sein Bewenden haben, so lange es ein Deutschland gibt. — Du lächelst vielleicht etwas zu viel, lieber Mann, doch geht das eben aus Deiner Treuherzigkeit hervor, und da Du gern schenkst, so weißt Du längst, daß man nur einen fröhlichen Geber lieb hat. Auch steht es Dir wohl an, nach einer gewissen galanten Muthwilligkeit zu streben, und Du hast es gern — gestehe es nur — wenn man von Dir sagt: „der gute, liebe, rechtschaffene Better Michel hat doch auch den

Schalk im Nacken.“ — Den höheren Anstand wirst Du nie beleidigen, aber in dem angenehmen, mitunter etwas zu bequemen Gefühle: „wir sind ja unter uns“ — (eine gute Redensart, die Du aber zu oft gebrauchst) — kann es Dir wohl begegnen, einmal über die Schnur zu hauen. Das ist nun freilich nicht recht, aber mit wahrer Rührung sage ich Dir noch, daß Du ein solches Versehen im Augenblick darauf wieder gut zu machen weißt, der Hausfrau in der galanten Weise von etwa 1740 die Hand küssest und mit den redlichen Worten: „wir kennen uns nicht seit gestern, wir sind ja alte Freunde“ dem Hausherrn die Hand drückst.

Ist er literarisch gesinnt, so weist Du ihm das Neueste zu berichten von den vortrefflichen Philosophen und Dichtern in Berlin, Dresden, Leipzig, Weimar u. s. w., und wie sie sich unter einander so erstaunlich lieb haben, weiter fördern, erheben, trösten und beruhigen. Für die verehrliche Hausfrau hast Du den kostbarsten Almanach mitgebracht, denn wie sehr Du auch verständige Sparsamkeit liebst, im edlen Verhältniß zu edlen Frauen muß man schon zuweilen, wie man zu sagen pflegt: „Hand über Herz legen“; auch fehlt es für die lieben Kleinen, die sich munter zu Dir und Deinen Taschen drängen, nicht an Zuckerplätzen und Bonbons. — Wie Du aber solid zu scherzen weißt, so kannst Du auch sehr ernsthaft seyn. Wird z. B. ein tugendhafter Mann zum Senator oder Syndicus erwählt, so sprichst Du: „Ehre dem Ehre gebührt“; wird aber irgend ein ruchloser Mensch in's



Zuchthaus gebracht, so sagst Du energisch: „Wie die That so der Lohn“ oder „der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht.“ — Mit Einem Wort: alles was Du sagst ist solid und ehrlich gemeint, und wenn Du endlich immer ein Viertel auf eils Uhr nach Hause gehst — daß einige hypochondrisch-gesinnte Leute von dem Glockenschlage zehn krampfhast getroffen auf und davon rennen, um nur die Bürgerglocke zu beachten, findest Du bei Deiner höheren Bildung pedantisch, — wenn Du, sage ich, Dich dann entfernst, so spricht die Hausfrau: „Es ist doch ein artiger Mann, der Better“, der Hausherr: „Er ist gut genug und geht noch mit“, die Kinder aber lächeln ihm vergnügt nach. — Dann legt sich alles ruhig zu Bette und schläft ganz vortrefflich, woran abermal der nicht aufregende Besuch schuld ist, und am andern Tage singen die Kinder:

Gestern Abend war Better Michel da,  
Better Michel der war da!

So wäre ich denn endlich an das sinnige Lied gekommen, mit welchem man die Unsterblichkeit unsers Freundes anerkannt und ausgesprochen hat. Wer hat es gemacht? Die Kinder — und zwar alle, die sich jemals eines solchen Better's freuten; — an die unglücklichen, die nie Gelegenheit zu solchem Liede hatten, will ich aus Mitleid hier gar nicht denken. Wer hat es in Musik gesetzt? Abermal die Kinder, was sich ohnehin von selbst versteht, da jedes von Kindern gemachte Kinderlied die Musik gleich mitbringt. Man muß auch gestehen, daß diese musikalische Composition keine großen Ansprüche weder auf Elasticität noch auf Romantik machen darf. Es ist dabei auf nichts weiter abgesehen, als auf ein singendes Hüpfen, so daß jeder, welcher hüpfen kann, es auch zu singen vermag. Dürfte ich mit einem klein wenig Gelehrsamkeit kommen, so würde ich sagen, die Musik verdiene wenigstens einiges Lob, weil sie das jamb-anapästische Metrum, das der große Klopstock so sehr liebte, streng bezeichnet, ja gewissermaßen nur das Metrum heraus hüpfet. — Ich dürfte hier den würdigen Michel verlassen; aber ich kann es nicht über das Herz bringen; ich muß ihn erst noch einmal loben und noch einmal verteidigen. Ein gutes und apartes Lob verdient er nämlich schon um der gelegenen Zeit willen, in der er kommt; denn das Lied sagt ausdrücklich und mit besonderem Accent „gestern Abend“ u. s. w. Es gibt freilich Menschen, die so unendlich liebenswürdig sind, daß sie Morgens, Mittags, Nachmittags, ja sogar Nachts kommen könnten und doch immer will-

kommen wären; doch dem bescheidenen Better fällt es nicht ein, sich zu diesen anmuthigen Ausnahmen zu rechnen. Er geht am sichersten, wenn er des Abends kommt, wo jeder noch nicht ganz versteinte oder verwaiste Mensch, im Gefühl vollbrachter Tagesarbeit, sich nach einem Menschen sehnt. Wahrlich! er handelt dabei gut und klug, denn es kommt bekanntlich im Leben ungemein viel auf die Zeit an, in der man erscheint. Wer zu früh in Gesellschaft geht, kann leicht lächerlich werden; wer zu spät kommt, rechne nur gleich auf unmuthigen Empfang, und leider kostet es abermal Zeit, wenn man seine Entschuldigungen des Zuspätkommens anhören muß, mögen diese auch noch so gegründet seyn. Es gibt gute, gebildete, ja ausgezeichnete Menschen, die das tragikomische Schicksal haben, immer zur ungelegenen Zeit zu kommen, weshalb sie sich niemals in ihrer reinen Glorie und Liebendwürdigkeit zeigen können, und es wäre gar nicht übel, wenn einmal jemand, der es verstände, eine Novelle schriebe unter dem Titel: „Die Gelegenen und Ungelegenen.“ Der Autor müßte aber bei Verbe nicht grämlich seyn und selbst zu den Gelegenen gehören.

Selbst dichten kann der Better Michel nicht; — einen guten Leberreim etwa ausgenommen — wer ihm aber einen wackern praktischen Vers vorsagte, und vor allen die schönen Zeilen:

Tages Arbeit,  
Abends Gäste,  
Sau're Wochen  
Frohe Feste u. s. w.

würde ihn zur freudigsten Beistimmung bereit finden, denn er hat es ja immer gehalten wie das Lied will.

Indessen erinnern mich diese beherzigenswerthen Zeilen an Göthe überhaupt, und da fällt mir ein, man könne vielleicht, mir zum Verdruß, behaupten, unser vortrefflicher Dichter habe doch vom Better Michel wenig gehalten und ihn wohl gar verspottet. Das Document, worauf man sich hier berufen möchte, ist eine Strophe aus dem unvergeßlichen Gedichte: „Die Musen und Grazien in der Mark“, und lautet also:

Last den Wihling uns besticheln,  
Glücklich wenn ein deutscher Mann  
Seinem Freunde, Better Micheln,  
Guten Abend bieten kann.  
Wie ist der Gedanke labend,  
Solch ein Edler bleibt uns nah;  
Immer sagt man: Gestern Abend  
War der Better Michel da.

Diese Verse kommen allerdings in einem satyrischen Gedichte vor und man soll sie deshalb, wie bil-



lig, mit der gehörigen freundlichen Ironie genießen. Sie sind, wie aller Welt bekannt ist, allerdings von Göthe, das heißt aber: sie sind von einem Dichter, der von jeher ganz gut gewußt hat, daß die bloße subjective Satyre nicht sonderlich poetisch sey, weshalb er sie auch nicht kultivirte, wohl aber die höhere, die aus einer allgemein ironischen und tiefen Weltanschauung hervorgeht. Daher kommt es denn auch, daß bei ihm, wie etwa bei Sokrates, alles Ironie ist; denn selbst das Vortreffliche, wie es sich im Raume und in der Zeit zeigt, wird immer auch seine Beschränktheit mitbringen, und schon um deswillen der Ironie anheim fallen. Macht sich aber die Beschränktheit, als solche, in der Welt breit und renomirt, es gäbe gar nichts anderes als Beschränktheit: dann wird sie, als eine Gattung, Gegenstand der poetischen Satyre. Doch auch in dieser, wo der Dichter die selbstgefällige Beschränktheit bestraft, wird er nicht vergessen, die bessere und gleichsam gefälligere Beschränktheit und Genügsamkeit, die denn doch auch vorkommt, auf eine angenehme Weise hervorzuheben, und das hat er in dem angeführten Verse gethan. Um das völlig einzusehen, brauchen wir nur zu fragen: Will der Dichter etwa, daß die ehrlichen Leute den Wisling, der nichts weiter ist als ein Wisling, höher achten und mehr für ihn haben sollen, als ein leichtes Achselzucken? Soll der deutsche Mann sich nicht freuen, daß er seinem Freunde einen guten Abend bieten kann? und ist es nicht ein süßes Gefühl, im Besitze dieses Freundes gesichert zu seyn? ist es kein labender Gedanke, daß uns ein Solcher nahe bleibt? — Man braucht bloß so zu fragen, um auch schon die Antwort zu haben, aber wichtig bleibt es immer, von neuem zu erinnern, daß jedem ächten Scherz der Ernst, und jedem ächten Lebens-Ernst der Scherz zur Seite steht, ja daß sich beide innig verweben und Einen ästhetischen Organismus bilden, weshalb es denn auch der platteste Irrthum ist, wenn eine Satyre vom Anfang bis zu Ende und in jeder Zeile auf Satyre für Einen Gegenstand ausgeht, so wie es höchst widerlich seyn würde, einen Menschen auch nur eine halbe Stunde ununterbrochen mit der Miene des verbissenen Lachens zu sehen. Zu einer solchen Miene gesellt sich denn auch noch die immerwährende Einladung an den Leser und Zuhörer, sich doch ja keinen Zwang anzuthun und laut zu lachen, wozu sich doch jener meistens, wie billig, zu vornehm fühlt.

Es mag deshalb ganz gut seyn — ich wollte, die Leser stimmten bei — daß der Wetter uns Gelegenheit

gegeben hat, diese Betrachtungen zu erneuern. Jetzt aber wollen wir ihn verlassen und übergehen zu einem Manne, der noch nie in gehörige Erwägung gezogen worden ist, obwohl er es sehr verdient. Er heißt:

### H a u s m a n n.

Von diesem Edlen ist nichts weiter bekannt als — seine Kost. Allein wie man den Adler schon an seiner Klaue und den Löwen sogar bloß an seinem Gähnen erkennen mag, so ahnen wir auch aus dem Namen und dem, was er andeutet, den Trefflichen, von dem hier die Rede ist. — Ein Hausmann ist zuvörderst — ein Mann und kein Jüngling, denn dieser soll freilich Sinn haben für die Tugenden des Hausmannes; er selbst aber wird, so lange er Jüngling ist, sie sich noch nicht erwerben wollen, denn ein Hausjüngling wäre schon kein rechter Jüngling mehr. Dieser Mann hat nun — ein Haus; ein wichtiger Umstand, der ihn nicht bloß von allen Umherstreifern und allzu Reiselustigen, sondern auch von allen Nichtern und sogenannten „Heuerleuten“ streng unterscheidet. In früheren Zeiten gab es deren nur wenige, und man darf mit Sicherheit annehmen, daß z. B. während der Regierung des großen Kurfürsten unter zehn bürgerlichen Hausvätern etwa acht ein eigenes Haus besaßen. Dieses Haus liebt aber der Besitzer mit Recht, und sei es ererbt oder erworben, so betrachtet er es als den Mittelpunkt seiner Geschäftigkeit. Zu diesem zieht ihn nicht bloß das Bedürfnis, sondern die Liebe und die Erinnerung an Freuden und Schmerzen, die er hier erlebte, so wie die Bedeutung des Heerdes, die wohl groß seyn muß, da wir ja den Heerd neben dem „Altar“ zu nennen pflegen. Je älter das Haus ist, je theurer wird es dem Besitzer und je reicher wird es an traulichen Erinnerungen: — ein Umstand der (— warum sollte ich es nicht anführen dürfen? —) wahrscheinlich auch dem gutmüthig tröstlichen Studentenausdruck „altes Haus“ die Entstehung gegeben hat.

Der schätzbare Hausmann ist aber auch ein geselliger Mensch, und da er wohl weiß, daß auch die ehrbarste und anmuthigste geistige Unterhaltung allein (wenn alle leibliche Speise dabei fehlt) nicht durchgreifend erfreuen kann, und die lieben Gäste, wie billig, verlangen auch etwas sichtbar Gutes und Solides zu genießen, so ist er bemüht, ihnen etwas Dächtiges vorzusetzen. Die Kost, welche er ihnen nunmehr bietet, ist durch die ganze Welt berühmt geworden, und in der That verdient auch die „Hausmannskost“



ein unsterbliches Lob. Sie ist einfach und ein wenig derb, nahrhaft und reichlich, zeigt jedoch wenig Abwechslung und durchaus nichts Pikantes, Ausländisches, zu sehr Gewürztes u. s. w. Es macht dem Trefflichen eine wahre Freude, wenn die Gäste recht tapfer zulangen und seine Kost loben; doch kann er auch sehr satyrisch werden, wenn verwöhnte Großstädter sein standhaftes Pökelfleisch und Erbsen, wie seine löblich gebackenen Birnen und Klöße (Gerichte, von denen er aus der Universalgeschichte weiß, daß sie selbst regierenden Herren geschmeckt haben) nicht recht goutieren wollen, und dagegen nach seinen Fricassees und Ragouts verlangen, zu denen wohl gar ausländisches Gewürz gebraucht wird, denn alle dergleichen complizirte Speisen haßt und verachtet er gründlich. Es ist wahr, er kann dabei etwas einseitig werden; indessen bleibt doch selbst die Einseitigkeit schätzbar, und wenn auch der Tugendbecher überläuft, so wollen wir nie

vergessen, daß es eben die Tugend ist, die selbst im Uebermaß noch Anerkennung verdient. Damit jedoch diese Einseitigkeit nie zur Herbigkeit werde, ist diesem Hausmann eine freundliche Frau zugesellt, über deren Namen leider die Sprache schweigt, vielleicht weil eine Frau überhaupt nie allzu berühmt werden soll. Desto berühmter aber ist das Gericht, welches sie vorzusetzen pflegt; wenigstens sey mir die Kühne Vermuthung erlaubt, daß sie es ist, welche das zwar auch sehr einfache, doch angenehme und feine Gericht „Gerngesehn“ erfunden hat und trefflich zu bereiten versteht.

Ist aber Hausmann aus obigem Grunde ein Ehemann geworden, so hat der Better Michel, da er sich schon früh das geschäftvolle Amt eines Hausfreundes par excellence erwählte, gewöhnlich versäumt, sich zu rechter Zeit zu vermählen.

Franz Horn.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Correspondenz: Nachrichten.

Aus Paris.

Am 18. März 1832.

Die akademischen Umtriebe sind beendigt, das Resultat war das, was ich vom Anfange an Ihnen vorausgesagt hatte. Die Freunde des Herrn Jay sind ihm treu geblieben; aber erst nach der achten Umstimmung hat er die vorgeschriebene Stimmenmehrheit erlangen können. Nur Herr Salvaudy drohte ihm Gefahr. In den verschiedenen Scrutiniis dieser schwierigen Wahl theilten sich die Stimmen folgendermaßen: Jay 15, Salvaudy 10, Thiers 7, Liffot 4, Dupin 4.

In der großen Oper hat das Ballet, die Sylphide, den enthusiastischen Beifall erhalten. Man kann wohl auch nicht reizenderes sehen als die Tagliani in dieser Rolle, und sie wird von der Noblesse, als schottische Braut Effie, vortrefflich unterstützt. Das Sujet ist nicht neu, die Musik nicht außerordentlich, aber der Reiz der beiden Tänzerinnen und die Schönheit einiger Decorationen lassen einen lang anhaltenden zahlreichen Besuch versprechen.

In Alexander Duvall's Misanthrop von Marais, der eben erschienen ist, werden zwei Extraromanzen unserer Zeit, politische Uebertreibung und der Romantismus, hart mitgenommen, so daß der ganze Roman gewissermaßen zu einem literarischen Manifeste wird, in welchem das Testament seines Helden unfehlbar das wichtigste Kapitel des ganzen Buches ist.

Es werden „Memoiren des Marschall Ney“ \*)

\*) Von diesem Werke besorgt gleichzeitig mit dessen

herauskommen. Keine Buchhändler-Speculation, sondern ein Werk, dessen Authenticität die Familie des Marschalls verbürgt, denn sie ist es selbst, welche es dem Verleger übergeben hat. Historische Documente von der höchsten Wichtigkeit empfehlen dasselbe der allgemeinen Aufmerksamkeit. Ney, ein Kind des Glücks, war nicht Schriftsteller, aber unter seinen Augen ordnete ein mit seinem vollen Vertrauen beehrter Gelehrter seine Mittheilungen, und jetzt werden sich seine Söhne mit der Vollendung derselben beschäftigen, seine Söhne, die eben so gut die Feder als den Degen zu führen verstehen.

Champollion hat das Alphabet der hieroglyphischen Sprache aufgefunden. Jetzt stellt sich ein Mann dar, der nach dreißigjährigem Bemühen auf einen mindestens gleichen Ruhm Anspruch macht. Es ist dieses ein Geistlicher, der nun endlich den wahren Sinn der Offenbarung St. Johannis herausgefunden hat. In drei dicken Bänden hat er diese Entdeckung Preis gegeben, und Ihre Bengel, so wie unsere Bossuet wahrscheinlich weit übertroffen; denn ich will es Ihnen nur gestehen, daß ich diese „Apokalypse, als hieroglyphisches Buch betrachtet, von Ph. Basset, Paris bei Risler“ nur gesehen, aber noch nicht gelesen habe.

Von einem Romane, der unter dem Titel: Die Kröte, herausgekommen ist, muß man sich durch diesen nicht abschrecken lassen; denn er ist besser als sein Titel, und spielt in der interessanten Zeit der spanischen Expedition des Herzogs von Angouleme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erscheinen in Paris für eine namhafte Buchhandlung eine deutsche Bearbeitung  
Th. Hell.

### Druckfehler: Berichtigung.

Im Wegweiser der Künste und Wissenschaften No. 24. Seite 94. Zeile 5. „schematische lies: schamanische (nach Art der indischen Schamanen).“